

Tode anzuprangern, nachvollziehbar und überzeugend ist, und so wesentlich die angenehme, dem menschlichen Leben innewohnenden Unvermeidbarkeit des Sterbens offenbar ist und bleibt, so unmöglich bleibt es zugleich (wie sich gerade mit Roses Denkart feststellen ließe), die inneren oder eigenen und die äußeren bzw. die zufälligen Aspekte des Sterbens im Konkreten auseinanderzudividieren. Und dies wiederum nicht nur, weil hier unausbleiblich entlastende Wunschvorstellungen mit im Spiel sind, sondern auch, weil die Umwege des Lebens selbst mit Freud erst ausgehend von jenen »unvorstellbaren Krafeinwirkungen« bzw. »äußeren Einflüssen« zu denken sind.

Zu guter Letzt wäre festzuhalten: Selbst wenn offenbleibt, wie diese Zusammenhänge, die quasi im »Herzen« von *Den eigenen Tod sterben* in all seiner Mehrdeutigkeit zu liegen scheinen, letztlich zu denken sind, regt genau dieser Umstand – wie die Vorlesung insgesamt – doch ein »umdrehendes« Denken diesseits ausgetretener Pfade an. Allein das Aufkommen der skizzierten weiteren Klärungswünsche, durch die der vorliegende Text die Rezensentin ganz offensichtlich geradewegs in einen Dialog verwickelt und fortführend Fragen angeregt hat, ist beredtes Zeugnis dieser Vorlesungsqualität. Und zuweilen hat bei der Lektüre auch jenes – westlich-kulturell instruktive – »Aufblitzen« eines »anderen«, nicht so sehr »vom

Selbst beherrscht[en]« ethischen Lebens statt (S. 88, S. 92), auf dessen Spuren sich Rose mit anderen begibt. —

- 1) Seitenzahlen im Text beziehen sich auf den rezensierten Vorlesungstext.
- 2) Freud, Sigmund (1920g): *Jenseits des Lustprinzips*, in: G. W. Bd. XIII, Frankfurt a. M. 1999, Fischer, S. 1–69, hier S. 40f
- 3) Ebd., S. 41ff.
- 4) Ebd., S. 47
- 5) Ebd., S. 47
- 6) Ebd., S. 47
- 7) Vgl. Grubrich-Simitis, Ilse: *Trauma oder Trieb – Trieb und Trauma: Lektionen aus Sigmund Freuds phylogenetischer Phantasie von 1915*, in: *Psyche*, 1987, 41. Jg., Heft 11, S. 992–1023 sowie Grubrich-Simitis, Ilse: *Trauma oder Trieb – Trieb und Trauma: Wiederbetrachtet*, in: *Psyche*, 2007, 61. Jg., Heft 7, S. 637–656
- 8) Sigmund Freud an Albert Einstein, 26. 3. 1929, Sigmund Freud Collection der Library of Congress, zit. n. Grubrich-Simitis, Ilse: *Zurück zu Freuds Texten – Stumme Dokumente sprechen machen*, Frankfurt a. M. 1993, Fischer, S. 23 f.
- 9) Freud, Sigmund (1915b): *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in: G. W. Bd. X, Frankfurt a. M. 1999, Fischer, S. 324–355, hier S. 349
- 10) Ebd., S. 345 ff.
- 11) Berdach, Rachel: *Der Kaiser, die Weisen und der Tod*, Wien 1938, Saturn, zit. n. Rose, *Den eigenen Tod*, S. 23
- 12) Was Rose, wie gesehen, auch erst aufgreift.

Thomas Ettl: *Die anorektische Logik – Psychodynamik, Genese und Behandlung der Magersucht*, Gießen 2021, Psychosozial-Verlag (Bibliothek der Psychoanalyse)

Rezensiert von Martin A. Hainz

Im vorliegenden Band wird rekonstruiert, wie es zu Anorexie (*anorexia nervosa*) kommt, um dann diesen Mechanismen präventiv und therapeutisch etwas entgegenzusetzen zu können. Die Annahme, auf der alles basiert – und die auch gängige Lehrmeinung ist –, lässt sich so zusammenfassen, dass Anorexie als das Ringen eines gekränkten Menschen um Selbstbestimmung zu verstehen sei. Wer seine völlige Unabhängigkeit von allem Äußerlichen demonstriert, bis hin zum zur Schau gestellten Hungern und Verhungern, ist von der Zuwendung unabhängig, an der es einmal fehlte.

Der Widerspruch, dass dieser Stoizismus doch der Besorgten und Entsetzten bedarf, ist augenfällig. Die Sphinkter-Moral wird in Gruppen propagiert und gemeinsam praktiziert – Selbsthilfe bei der Selbstschädigung, man ist füreinander »Thinspiration« (S. 15), *thin* und *inspiration*. In Posen der »Ikonomographie mal des erotischen, mal des religiösen Verzückens« (S. 19) werden Körper präsentiert, denen es an nichts fehle, solange sie nichts brauchen.

Das Bedürfen und das, wonach gehungert wird, wäre dagegen »toxischer als Buttercremetorte«<sup>1</sup>, so könnte man es in dieser Rhetorik formulieren. Ist Liebe das, was fehlt, so ist logischerweise die Antwort darauf eine »Beziehungsphobie« (S. 35). Die Ausstellung dessen wird durch das Verdecken der Brust komplettiert: »Fettgewebsphobie« (S. 19) nennt Ettl dies. Insgesamt ist Anorexie »eine kontraphobische Großveranstaltung« (S. 37).

Diese aggressive Entgegnung einer Welt gegenüber, in der die Betroffenen, subjektiv, »über keinen Leib verfügen (dürfen)« (S. 29), tötet: Herzstillstand, Nierenversagen, Suizid. Die anorektische Person verliert damit, wieder subjektiv, *nichts*, »ihr Körper [...] gehöre schon lange nicht mehr ihr.« (S. 41) Oder gehört ihr wieder, wo er als Schmerz und Dysfunktion von dem divergiert, was ein Anspruch von außen sein könnte. Die Person »ist die Kleine in der Hülle der Erwachsenen« (S. 63), die von anderen zum Objekt gemacht dies souverän zu leben zum Projekt macht. Die

Autoaggression und im Rahmen derselben das Hungern bedeuten also, »endlich leben« (S. 74) zu wollen, so zitiert Ettl den Text einer Anorektikerin, nämlich den Text *Splitterfasernackt* von Lilly Lindner.

Welcher Art die Verletzungen sind, variiert. Das Bedürfnis, das versagt wurde und sich die an Anorexie leidende Person nun versagt, ist konstant: »Mama, ich liebe dich.« Und deine Mutter antwortet: »Ich habe jetzt keine Zeit.« Da drehst du dich um.« (Lindner, zit. S. 77)

Entkommen kann man dieser Logik – diesem Unglauben – kaum. Die Falsifikation des Vertrauens droht ewig. Die Vorwegnahme der Enttäuschung ist insofern immer plausibel. Erstaunlich ist die schon erwähnte Suche nach Anerkennung entweder durch die ebenfalls Enttäuschte – oder die der Enttäuschung: der Körper als Mahnmal einer unheilen Welt. Das ist das Pendant des früheren Liebeswerbens, wenn Menschen mit Anorexie die (offenkundig nicht bedingungslose) Liebe der Mutter suchen, etwa durch Versuche, »die Zeichen pubertätsbedingter Metamorphose zu verleugnen.« (S. 150) Diese Metamorphose ist der Sturz in die Pseudo-Autonomie, nun müsse man nicht geliebt zu werden erwarten. Das »mutterfreie Terrain« (S. 151) ist Fluch und Segen ...

Noch die Tricks, mit denen Gewicht vorgetäuscht wird, sind beides: Ich-Erfahrung, da man

betrügen könne und dürfe, und dennoch der Versuch, unerkannt *deviant* zu sein. Entweder, um so doch in den Genuss der unzuverlässigen Zuwendung zu kommen, oder, um der Zwangsernährung zu entgehen, die der Horror des an Anorexie leidenden sein muss, nach dem versuchten Verlust des Bedürfnisses dessen Dennoch-Erfüllung, im Rahmen von etwas, das »wie eine Vergewaltigung« (S. 253) erlebt wird. Die Ausstellung des Erlittenen ist dabei für die, deren Sorge nicht nur eine ist, die als gehörig praktiziert, sondern empfunden wird, zweifellos eine Zumutung: die einer letztlich zurückgewiesenen Liebe, einer nicht geglaubten, nicht zu authentifizierenden. So »wird das Behandlungszimmer [...] flugs zum Gerichtssaal« (S. 277), freilich nicht einem, worin die Welt angeklagt ist. Das Hungern wird als souverän inszeniert, was der Intention dessen entspricht, der leidet, also die Anorexie vollendet. »Handlungsdruck« macht hier die Behandelnden »zu Tätern« (S. 280).

Wenig ist hier auszurichten; noch »die Ausdeutung des Hier und Jetzt in der Behandlung auf dem Hintergrund der allerdings traumatischen Lebensgeschichte« (S. 302) durch Kranke ist unmöglich: Negiert man deren Interpretation, so permaniert man das Unrecht, das ihnen widerfuhr, doch deren Annahme ist womöglich die Bestätigung eher dessen, was die Krankheit ist. Die Frage

bleibt aber – oder das Sprechen; wie eine dritte Person im Raum, ist »die »alte Dame Psychoanalyse« (S. 305) zugegen, so eine Patientin Ettls. Das nimmt dem Streit das Fatale, das die Grundproblematik wiederholt, die Frage, »wer erfolgreicher hungert« (S. 316).

Die Sprache gestattet es vor allem aber, sich zu dem zu verhalten, was ein Bedürfnis und dessen präventive Leugnung ist. Dazu muss die Sprache sich permanent angleichen, die Therapie ist in diesem Sinne keine »Methode[n]«, denn sie kann »nicht aufhören, sich durch ihre Praxis zu verändern.«<sup>2</sup> Ein Ziel kennt sie nicht, außer jenes, dass weder eine kindliche Abhängigkeit oder in gewisser Weise wieder infantile (auch wörtlich: sprachlose) Selbstgenügsamkeit dominant wird: »Ich suche jemand, der mir zuhört und nicht sich selbst« (S. 343), ruft eine Patientin, als sie zu Ettl zum Erstgespräch kommt. Das Gespräch rettet; aber immer nur auf Zeit: Stets »muss man in Rechnung stellen, dass Mager-süchtige auf alles verzichten, aber nur schwer auf das Süße an der Rache.« (S. 343) —

- 1) Annette Bitsch: *Diskrete Gespenster – Die Genealogie des Unbewussten aus der Medientheorie und Philosophie der Zeit*, Bielefeld 2009, transcript Verlag, S. 260
- 2) Jean-Luc Nancy: *Doppelter Sprung in die Abgründe*, übers. von Johannes Ungelenk, in: RISS Nr. 88 (2018-2): *Fröhliche Wissenschaft*, S. 54–66, S. 59